

Jean-Bernard Vuillème

Der Sohn danach

Erzählung

verlag die brotsuppe

Jean-Bernard Vuillème

Der Sohn danach

Erzählung

aus dem Französischen von
Gabriela Zehnder

verlag die brotsuppe

Originaltitel: *Le Fils du lendemain*

© Éditions Zoé, 11 rue des Moraines, 1227 Carouge-Genève
www.editionszoe.ch

chreihe

*Literatur aus der Schweiz
in Übersetzungen*

Dieses Buch erscheint mit Unterstützung der *ch* Stiftung für eidgenössische Zusammenarbeit, Organisation aller 26 Kantone. Die Übersetzung wurde von Pro Helvetia subventioniert.

prohelvetia

www.diebrotsuppe.ch

ISBN: 978-3-905689-26-6

Alle Rechte vorbehalten

© 2010, verlag die brotsuppe, Biel/Bienne

Übersetzung: Gabriela Zehnder, Cavigliano

Lektorat: Daniel Rothenbühler

Umschlag, Gestaltung, Satz: Ursi Anna Aeschbacher, Biel

Herstellung: Druckerei Tešínská Tiskarná, Teschen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Heiraten, eine Familie gründen, alle Kinder, welche kommen, hinnehmen, in dieser unsicheren Welt erhalten und gar noch ein wenig führen, ist meiner Überzeugung nach das Äusserste, das einem Menschen überhaupt gelingen kann.

Franz Kafka, *Brief an den Vater*

I

Mich schmerzen die Äste. Manchmal genügt ein Baum auf meinem Weg, eine schöne, grosse Eiche, die frei atmet. Es ist ein heimtückischer und ziemlich lächerlicher Schmerz, kein Grund, sich zu krümmen, ein Aufwallen des Saftes, der sich nicht ruhig in den Adern ausbreiten kann, wie es sich gehörte. Ich habe das Gefühl, dass ich wie durch ein Wunder aufrecht stehe und nur das Trugbild eines Mannes bin, ein in den Sand gezeichnetes Bild, der Staub der Tage, und dass mein Wille und meine Lebenslust meine einzigen Wurzeln sind. Ich höre schon die höhnischen Bemerkungen: «Na wunderbar, der Traum aller! Und so viel leichter als die belastenden Erbanlagen!» In gewisser Hinsicht bin ich natürlich privilegiert, obschon ich mir den Kopf an Spiegeln blutig geschlagen habe, weil ich mich darin nicht erkannte. Ach, wenn man die Klippen des Schicksals so leicht hinter sich lassen könnte wie einen Langsamfahrer auf der Autobahn! Kurz mit dem Fuss aufs Gaspedal, und schon lägen sie hinter uns, die Geschichten, die einem wie ein Klotz am Bein hängen, die vertrackten Beziehungen, die quälenden Erinnerungen, das ohrenbetäubende Schweigen. Sie läge hinter uns, die Vergangenheit, nur noch ein Punkt im Rückspiegel, bald unsichtbar und substanzlos. Ich fahre mit hundert Stundenkilometern dem Friedhof entge-

gen. Mein Programm einhalten. Endlich zu seiner letzten Ruhestätte gelangen. Bin ich es müde, so lange Zeit Schatten nachgestellt zu haben, bin ich es leid, mich mühevoll loszureissen, um ohne fremde Hilfe in mir selbst einen für immer unergründbaren Vater zu finden? Ich glaube, ich habe mir törichte Fragen gestellt, und dieser lange Weg von meinem virtuellen biologischen Vater zu meinem biologischen Vater, der längst begraben ist, war vielleicht nicht all die Mühe wert, die ich mir gab, um Licht in meine Herkunft zu bringen. Doch der Weg war unvermeidlich. Unmöglich, ihn zu umgehen. Man will immer wissen, woher man kommt. Es ist nicht bequem, ein Sohn danach zu sein, doch dank der mütterlichen Amnesie oder Lüge, die mich noch heute mit Empörung erfüllt, dank der Schande meiner Identität bin ich vielleicht lebendiger, als wenn ich von Anfang an und ohne jeden Zweifel im richtigen Nest gross geworden wäre. Ich habe zu mir gefunden im Unbehagen und im Geheimnis meiner Geburt, im Gefühl des Widerwillens, das mir meine Mutter einflösst, und in dem der Fremdheit, das ich sehr früh für ihren Exmann, meinen Vater, empfand. Ich habe das Unaussprechene und die Lügen entwirrt, mir Zugang zur Wahrheit erzwungen. Ich weiss, es ist lächerlich, aber ich kenne endlich den Namen meines Vaters, seinen Namen, nicht viel mehr, denn er ist schon lange tot und hat sich stets mit einem Geheimnis umgeben, und die einzige Person, die mir mehr dazu sagen könnte, will mir ihre Tür nicht öffnen. Sie hat Angst. Jedem seine Ängste. Ich werde ihr nicht hofieren, damit sie mir endlich ihre Tür und ihr Fotoalbum öffnet, und

ich werde mir nicht gewaltsam Zutritt verschaffen. Die Kinder danach haben nicht das geringste Anrecht darauf, etwas über die Persönlichkeit ihres Erzeugers zu erfahren, und seine plötzlich aus dem Nichts aufgetauchten Verwandten haben nicht die geringste Verpflichtung, ihren Wunsch nach Fotografien zu erfüllen. Doch niemand kann mir verbieten, mich über sein Grab zu beugen, zu dem ich in rasantem Tempo fahre, wenn ich auch etwas ratlos bin über diese Fahrt und schon im Voraus frustriert, weil ich ihm nämlich ein paar Worte zu sagen gehabt hätte.

Natürlich kann ich leben ohne zu wissen, was seine Nichte, meine Cousine Germaine, dem, was sie mir beim ersten Mal am Telefon erzählt hat, noch hätte hinzufügen können, bevor sie und ihr Mann es mit der Angst zu tun bekamen. Ein liebenswürdiger, charmanter Mann, hat sie gemeint, mir wie aus dem Gesicht geschnitten? ... Ich muss nicht unbedingt wissen, ob er viel gereist ist, und brauche auch seine Lebensphilosophie nicht zu kennen. Ich kenne ihn übrigens. Er spricht bisweilen zu mir. Doch dieser Tote, der in mir spricht, ist bestimmt nicht der Mann, der zu seinen Lebzeiten sprach. Kurz und gut, ich habe die Frage erschöpft. Unmöglich, noch weiter zu gehen. Diese Geschichte wird auf dem Friedhof enden, wie alle Geschichten. Ich werde von ihr befreit sein und mich endlich ernsthaft um andere Dinge kümmern können. Wenn einer unter falschen Vorzeichen geboren wurde, kann er nicht mit falschen Vorzeichen sprechen. Er versucht, seiner Stimme einen Schwung zu geben, der dem Ausmass seiner Verwirrung entspricht. Er möchte geradeaus

gehen und seine nicht erkennbare Schusslinie begradi-
gen, doch er findet den für ein Meistertor unentbehrli-
chen Boden nicht. Sein Schritt ist immer leicht zittrig,
denn er ist sich keiner Sache je sicher, auf jeden Fall
nicht seiner selbst. Nichts ist stabil unter seinen Füßen,
er wankt, und wenn es ihm dennoch gelingt, sich auf
den Beinen zu halten, überkommt ihn das Gefühl, auf
einem mit Papiermaché präparierten Boden zu stehen,
auf einer Fallgrube, unter der alles hohl klingt. Einer,
der unter falschen Vorzeichen geboren wurde, fühlt sich
wie ein Affe, ein Affensohn, und er muss sich manch-
mal mitten in einem Satz zusammennehmen, um nicht
wie ein Affe zu kreischen. Er findet seine Wurzeln in
den Grimassen und Possen seiner entfernten Vorfahren
und treibt sich gerne in der Nähe ihrer Käfige herum.

Ich hatte lange das Gefühl, die Angst eines anderen
auszudünsten. Er hat übrigens noch nicht aufgehört, in
mir zu leben und sich auf tausend mehr oder weniger
affenähnliche Arten zu äussern, was nicht heisst, dass
mein natürlicher Vater kein kultivierter Mann war.
Beim Einschlafen etwa liegt der Sohn danach im Bett
und geniesst die animalische Befriedigung, am Leben
zu sein, und schon meldet sich der andere in ihm,
macht es sich bequem, breitet sich aus bis in die inners-
ten Fasern des Mannes im Halbschlaf, der nach all den
Jahren noch immer verwirrt ist, wenn er merkt, dass
weder seine Art, das Bein anzuwinkeln, wirklich die
seine ist, noch jene, sich zur Beruhigung die Hand auf
den Bauch zu legen. Dann wendet er das Gesicht zum
Spiegel, der am Bettrand gegen die Wand gelehnt ist,
und nicht einmal dieses Gesicht gehört ihm, es ist Teil

seiner inneren Verstrickung, und er starrt auf das Bild seines in den Kissen vergraben Gesichts, bis er nur noch das Spiegelbild eines Fremden sieht. Dann fühle ich mich verlassen, vergessenes Fleisch und Blut eines herumirrenden Phantoms. Da ist nichts als das Rätsel meines Gesichts und das Gewicht meines Körpers, aufgehängt am Leben wie ein an einem Bügel vergessenes Kleidungsstück, ein in einer alten Lüge gefangenes Waisenkind. Speichel steht in meinen Mundwinkeln, und ich schlucke ihn hinunter, wie wenn es der Speichel meines Vaters wäre, mit dem gleichen Ekel, als wäre es Krötenschleim. Er scheint unter meiner Haut hindurch, und was sonst soll ich tun, als ihn willkommen heissen, wenn ich nicht verrückt werden will? Zu starke Empfindungen, um ihnen meinen Verstand entgegenzusetzen. *Ich spreche zu dir*, sagte der Affe in mir, *besser du akzeptierst mich und verlierst dich in mir wenn du nicht verkümmern willst vor lauter Gegen-mich-Ankämpfen und denk daran dass ich nicht existiere ich habe dir als Andenken an mich einen anderen Vater hinterlassen weil ich genau wusste dass die Wahrheit dich schliesslich einholen würde denn ich überlebe in dir du kannst nichts dagegen tun.*

Das ist er, Auguste Daniel Nebel, von dem ich drei winzige Fotos mit gezacktem Rand besitze aus der Zeit, da er noch zwischen den Beinen meiner Mutter zappelte.

Ich sehe das Gesicht meiner Mutter vor mir, in der Cafeteria der psychiatrischen Klinik, am anderen Tischende. Den immer in ihren fantastischen Geschichten verlorenen Blick. Seit das Arsenal von Chemie ihren Wahn bezwungen hat, begnügt sie sich damit, mit

eintöniger Stimme und ohne jede Überzeugung ihre Lieblingssprüche herunterzuleiern. «Das stimmt nicht», sagte sie, «dein Vater ist dein Vater.» Obschon ich die Beweise vor ihr ausbreitete, ohne ihr noch länger eine Wahrheit entlocken zu wollen, die ich inzwischen aus wissenschaftlicher Quelle kannte, und auch kein Geständnis mehr, sondern einzig die späte Anerkennung einer einwandfrei erwiesenen Tatsache, beteuerte sie noch immer, ich sei die Frucht einer Liebesnacht mit ihrem Mann, meinem Vater, am 31. Dezember, nach einer Silvesterfeier in der Brasserie Ariste Robert. Und wer das Gegenteil behauptete, sei der Agent eines Komplotts, das man angezettelt habe, um sie wahnsinnig zu machen. Während sie diese Ungeheuerlichkeiten von sich gab, zerlegte sie ihre Forelle noch mit einem gewissen Geschick. Sie sagte, diese Expertise sei die Höhe, die Krönung all dessen, was sie für mich aufgeopfert habe. Doch jetzt ist alles klar, meine letzten Zweifel haben sich im Bluttest aufgelöst: Mein Vater ist nicht mein Vater.

«Die vier Sonden haben viermal den Ausschluss des mutmasslichen Vaters ergeben», sagt der Bericht. «Für jede DNA-Sonde des Kindes, das heißt für Ihre, weisen Sie Bandenmuster auf, die beim mutmasslichen Vater (jeder Vater, der sich der Analyse unterzieht, ist ein mutmasslicher Vater) nicht vorhanden sind, was ihn faktisch als biologischen Kindsvater ausschließt. Ein biostatistisches Gutachten ist also nicht nötig.»

Die Dinge könnten klarer nicht sein, Mama. Wir haben hochmolekulare DNA extrahiert, wovon eine festgesetzte kleine Menge durch das Restriktionsen-

zym Hinfl verdaut wurde. Die DNA-Fragmente wurden mit Hilfe von Agarose-Gelelektrophorese (0,8%) entsprechend ihrer Grösse getrennt, die Restriktionsfragmente nach der Denaturierung auf eine Nylonmembran (Southern Blot) transferiert, fixiert und mit Hilfe von vier unabhängigen Monolocus-Sonden unter hoher Stringenz untersucht. Eine nichtradioaktive Chemolumineszenz-Methode hat die Enthüllung gebracht. Und da sind also die Resultate, Mama, mit Hilfe eines computerisierten Apparats visualisiert und untersucht.

Die Enthüllung, Mama. Wenn man die DNA mit Hilfe einer Monolocus-Sonde untersucht, sieht man normalerweise bei jeder Person zwei Banden, und beim Kind stammt eine dieser Banden von der Mutter und die andere vom Vater, und wenn der mutmassliche Vater, in diesem Fall sein Vater (sogar ein biologisch deklassierter Vater bleibt ein offizieller Vater), nicht eine der Banden aufweist, die man beim Kind findet, kann er als Vater ausgeschlossen werden.

Ausgeschlossen, Mama. Nach einem mehr als vierzig Jahre langen Schweigen hat dieser Reigen der Väter die Wahrheit zutage gefördert. Es wäre mir lieb gewesen, wenn sie verstanden hätte, dass diese Wahrheit für mich mit keinerlei Urteil verbunden war. Ich nehme es meiner Mutter nicht übel, dass sie mit dem Hausbesitzer ein Verhältnis hatte, und auch nicht, dass sie sich eingebildet hat, ich könnte der Sohn ihres Mannes sein, und dass sie an diese vorteilhafte Fiktion glaubte. Welche Wahl hatte denn eine Frau ihrer Generation? Ich nehme ihr übel, dass sie sich von ihren Schuldgefühlen reinwusch,

indem sie bei ihrer Umgebung Schuldgefühle weckte, Verleumdungen und Lügen in die Welt setzte und sich ständig als Opfer darstellte. Ich nehme ihr ihre Phantasiegebilde übel, die ihre Angehörigen in Verfolger verwandelten. Ich nehme ihr übel, dass sie es nie über sich brachte, mir später einmal zu sagen: «Ich war jung, unerfahren und von meinem Mann vernachlässigt, ich sehnte mich nach Zärtlichkeit und bin Auguste Daniel Nebel, dem Hausbesitzer, in die Arme gefallen, denn er verstand es, mir zuzuhören und mit mir zu sprechen, er war zärtlich, aufmerksam und charmant.» Stattdessen wies sie vor ihren Kindern, noch Jahre nach der Scheidung, mit dem Zeigefinger anklagend auf ihren Exmann und rief beim kleinsten Jungenstreich aus: «Was für eine Brut, Ihr tötet mich noch alle!»

Ausgeschlossen, Mama, die Wissenschaftler des Instituts haben sich nicht verschworen, sie haben die Gene im Blut deines Exmannes, meines Vaters, und in meinem Blut analysiert. Und ich versuchte es auf die verständnisvolle Tour, in jener Zeit hätte jede Frau in der gleichen Lage die Vaterschaft ihrem Mann aufgeladen. Doch ihr Schiff hielt stur seinen Kurs ein. Sie stand aufrecht wie ein Mast, lieber gebrochen werden, als sich beugen, lieber jammern, als sich mit der Wahrheit abfinden, und ihr vom Wind der Wirklichkeit gepeitschtes Gesicht trieb hoch oben am Himmel, weit weg von meinen kleinen Identitätsnöten. Stets würden schlechte Geister Gegenwinde blasen lassen und sie ins Land des Martyriums verschlagen. Mit dem Trumpf meines wissenschaftlichen Beweises in der Hand hoffte ich noch immer, dass die Wahrheit schliesslich über

ihre Lippen käme, um mehr als vierzig Jahre Leid weg-zuspülen, sie von allen Schuldgefühlen zu befreien und sie mir liebenswert zu machen.

Rasen. Überholen. Gas geben.

Sie sagte, das sei die letzte Erfindung ihres Exmannes, meines Vaters, um sie in den Schmutz zu ziehen, und ich sei genau wie er, ein Trellert, ein Mistkerl ... Das war der Moment, da ich dem Fisch auf meinem Teller den Kopf durchschnitt, und eine Stimme schrie meinen Hass, ohne über meine Lippen zu kommen. Ich hasse lieber schweigend, wie sie, denn es ist mir nie gelungen, mich auf eine einzige Stimme zu verlassen, um etwas auszudrücken. Mit dem Hass, der mich verzehrte, hätte ich zugleich den Wunsch ausdrücken müssen, ihn in Liebe zu verwandeln.

Rasen. Überholen. Durchschneiden.

Die Tachometernadel zeigt mehr als 140 an, und ich stelle fest, dass ich mich noch nicht ganz aus den Ketten ihrer Verwünschungen befreit habe. Sie hat ihre unzerstörbaren Gebäude errichtet, um sich zu schützen, und ist unfähig, etwas ausserhalb der krankhaften Strukturen wahrzunehmen, in denen ihre ganze Energie und Intelligenz vergeudet wurden. Ich werde ein standhaftes und starkes Ich brauchen, wenn ich in Kürze vor dem Grab des unbekannten Vaters stehen werde, der meiner Ahnung entsprungen war, noch bevor die Pipetten des Instituts ihn als solchen ausgewiesen haben. Sein Name wird bald nur noch in meiner Erinnerung weiterleben. Ich habe schrecklich lange gebraucht, um die Qualen dieser Ahnung zu überwinden und die Gewissheit zu erlangen, dass sie nicht log. Ein abenteuerlicher Weg,

den sich die Leute, die geradlinig in der Gewissheit ihrer Abstammung geboren wurden, nicht vorstellen können.

Rasen, vorbeifahren und überholen.

Ja, aber ich sehe sie vor mir, wie sie am anderen Tischende, auf einem anderen Kontinent, langsam ihren Fisch isst, völlig verdutzt, eine Wahrheit zu hören, die schon so lange in ihr auf Grund gelaufen ist. Ich werde den Satz, den ich erwarte, nicht zu hören bekommen. Sie erwidert: «Es ist eine Schande, so mit seiner Mutter zu reden.» Sie hat die Wirklichkeit stets nach ihrem Wunsch verbogen, nach ihrer verwundeten Seele verzerrt und nach Belieben verdreht. Und wie oft war der Preis für ihre Mutterliebe der geteilte Hass, jene Verbindung durch den Hass, die zum Ausdruck ihrer Liebe notwendig war, und das kann ich ihr trotz der Jahre, trotz ihres Alters nicht verzeihen, all die Leute, die man gemeinsam mit ihr verachteten musste, um sich eine Zärtlichkeit, einen Kuss zu verdienen. Und die Gemeinheiten, auf die man sich einlassen musste, um der schrecklichen Feststellung zu entgehen: «Du bringst mich noch um, genau wie dein Vater, du bist ein echter Trellert ...» Sie hatte sich nie eingestanden, dass ich kein Trellert war, doch ich musste fortwährend beweisen, dass ich keiner war, um ihre Liebe zu verdienen. Sie hatte mich beauftragt, mich für sie zu rächen, wenn ich gross genug dazu wäre, und zwar auf brutalste Art und Weise, zum Beispiel der Mätresse ihres Mannes, meines Vaters, in einer dunklen Strasse auflauern, sie packen, ihr die Schuhe ausziehen und ihr gemäss den mörderischen Phantasien meiner Mutter mit den Stöckelabsät-

zen die Augen, «ihre Glubschaugen», sagte sie, ausstechen. «Es wird keine grosse Anstrengung brauchen, sie quellen ohnehin schon aus den Höhlen.» Durchtränkt von ihrem Zorn einer heiligen Frau versprach ich, mich der Aufgabe gewachsen zu zeigen, sobald ich die Kraft dazu hätte («wenn du volljährig bist», präzisierte sie), und genoss meine Belohnung mit sofortiger Wirkung, mit zärtlichen Worten, einer Liebkosung und Küssen. Ich zweifelte nicht daran, dass ich sie mir eines Tages voll und ganz verdienen würde. Doch eines Tages musste ich meine Mutter hassen, um mich vor ihrem Hass zu schützen. Ich erinnere mich ziemlich genau, wie es so weit gekommen ist. Nach einer frühen Kindheit, in der ich mit Verwünschungen eingelullt worden war, begann ich mit der Zeit, zu tricksen und die Empörung und Entrüstung, die sie freundlich stimmten, vorzutäuschen. Ich hätte die ganze Welt verdammt, um ihre Liebe zu verdienen, doch ich glaubte nicht mehr recht daran. Ich richtete es so ein, dass ich die Liebe erhielt, die ich brauchte. Ich erkaufte sie mir zum Preis einer Solidarität, die mir immer fragwürdiger erschien und vor deren Folgen mir immer mehr graute, je mehr ich die Augen öffnete. In der Adoleszenz kam mir klar zum Bewusstsein, dass alles, was mich glücklich machte, nur ihre Verachtung erregte, und ich machte mich daran, heimlich von den verbotenen Früchten zu kosten. Nun fühlte ich mich stark genug, mir, im Geheimen natürlich, einzustehen, dass ich sie verabscheute, und ich wurde zu einem hassenden Sohn. Ich verliess die mütterliche Wohnung so schnell wie möglich, doch ich habe immer gehofft, die Liebe wiederzuerlangen, die

ich für meine Mutter empfand, bevor ich reden konnte, immer darauf gewartet, dass sie einen Satz ausspräche, der dies zulassen würde. Und noch neulich in der psychiatrischen Klinik habe ich darauf gewartet und nicht gewagt, den Hass, der mich verzehrte, offen zu äussern.

Als sie sagte, es sei eine Schande, so mit seiner Mutter zu reden, habe ich mein Messer gepackt. Meine Hand zögerte. Eine Regung drängte mich, die Spitze der Klinge in ihre Augen zu stossen, doch es war keine Leistung, mich zurückzuhalten, denn ich schaute sie an, und ihr Blick, in dem jede Leidenschaft erloschen war, aufgelöst und verblasst hinter einem Schleier aus Chemie, durchsetzte meinen Hass und meine Wut mit Mitleid. Meine Hand wandte sich von ihrem Ziel ab, und ich stach die Augen des Fischs auf ihrem Teller aus. «Warum tust du das?» – «Weil es Glubschaugen sind, Mama.»

Sie schaute mich mit dem Ausdruck eines geschlagenen Hundes an. Vielleicht erinnerte sie sich genauso wenig daran, mich mit der heiligen Mission betraut zu haben, jemandem die Augen auszustechen, wie daran, mit Auguste Daniel Nebel geschlafen und ungeduldig auf seine Liebesbriefe gewartet zu haben. Ich hätte gern ihr Gedächtnis etwas aufgefrischt, doch eine andere Stimme in mir meldete sich zu Wort und fragte aufgebracht, warum ich das verschwommene Terrain meiner Ahnungen verliess, wo mein Vater Trellert doch bald achtzig Jahre alt würde, ohne sich je schuldig gemacht zu haben, und nun drohten diese Analysen und die entsprechenden Resultate ihn aus der Bahn zu werfen und seine alten Tage zu verdüstern. Man kann die Söhne

danach immer beschuldigen, seelische Schocks auszulösen, weil sie zu sehr auf ihre inneren Stimmen hören. *Warum willst du mich aufscheuchen und mich ans Licht zerren*, kreischte der Affe, *es ging uns doch beiden ganz gut dir in deinen von Momenten der Gewissheit durchsetzten Zweifeln und mir sittsam in deine Gene gekuschelt*. «Um den Affen aus mir herauszulocken», vermutete ich, «und ihn anschliessend in einem Meer des Vergessens zu versenken». Nein, sagte er, *ich werde obenauf schwimmen wie im Toten Meer und ich werde vor deinen Augen endlos den toten Mann machen*.

So sprach er, diese Stimme in mir, die so typisch ist für ihn, scheint mir, einen jener Sätze, auf die er sich so gut versteht und die er mir ab und zu wie ein Signal übermittelt, um mich, wenn ich ihn einmal nicht mehr unter meiner Haut pochen höre, daran zu erinnern, dass ein Fremder, mein Vater, in mir weiterlebt. Dann fügte meine Mutter hinzu, während sie das ausgestochene Fischauge streichelte: «Die Trellerts waren immer unmenschlich zu mir. Man kann sie nehmen, wie man will, sie sind alle gleich, du bist ein echter Trellert ...» Ihre Worte schlugen ohne Überzeugung gegen die durch die Einnahme von Neuroleptika ausgetrockneten Lippen. Aus reiner Gewohnheit wiederholte sie ihren alten Spruch von den Trellerts, um der Ehre willen, doch ihre Wahnvorstellungen waren verblasst, schließen in einem stillgelegten Bereich ihres Gehirns. Die Stimmen, die sie vor ihrer Einlieferung in die Klinik verfolgten, all jene durch die Fenster und die Wände hindurch geschrien Beschimpfungen, sind schliesslich verstummt, sodass sie nicht mehr viel sagt. Sie ist wie ein

Dichter nach einem grossen Schock, gerade noch fähig, die Verse zu wiederholen, die er auswendig wusste. Sie hat ihre Hektik einer Verfolgten verloren und verspürt nicht mehr den Drang, mich davon zu überzeugen, dass all diese Leute Bösewichte seien, die ihr übel wollten, und dass ich sie verteidigen müsse. In der psychiatrischen Klinik verwandelt man Tobsüchtige im Handumdrehen in willenlose Insassen. Vielleicht war dies der Moment, es auszusprechen, es endlich zu wagen: «Und ist es nicht unmenschlich, seine Mutter nicht zu lieben?» Ich habe es gewagt, ein Riesenschritt in meinem unbedeutenden Leben eines Sohnes danach, eines unter falschen Vorzeichen geborenen Kindes, und die Frage ist wie ein Pfeil auf die Zielscheibe losgeschnellt. Doch der Pfeil hat sein Ziel verfehlt. Madame war über ihrem Teller eingeschlafen! Sie schlief wirklich, chemisch betäubt, mit hängendem Unterkiefer und geknicktem Mast. Dieses Bild besänftigt und quält mich. Meine Mutter, die nicht mehr imstande ist, ihre Verwünschungen auszustossen, die Tatsachen zu leugnen und den lieben langen Tag in ihrem Sessel zu fabulieren. Nicht mehr imstande, Schaden anzurichten. Ihres Lebensinhalts, ihrer Gründe zu leiden und leiden zu lassen, beraubt, und in der Stunde der Wahrheit in einen chemischen Schlaf abgetaucht, reif für alles Vergessen und alle Amnesien, obschon das Gedächtnis des Blutes eben ihre Strategien zunichte gemacht hat, und die Erklärung meines Liebesentzugs sie hätte wachrütteln sollen. Die Krankenpfleger haben sie in einem Rollstuhl weggebracht, dieses durch seine eigenen Gesetze heruntergekommene und durch seinen Starrsinn und sein Leugnen verpfuschte Leben.